



Schriftstellerin Jana Fuchs.

JANA KAY

Und immer wieder Minou

Jana Fuchs' Debüt reiht sich in die Krankheitsromane der Gegenwart ein – und richtet den Blick vor allem auf das schwierige Los der Angehörigen. Von Björn Hayer

Sie ist wie ein schwarzes Loch, das alle Energie in sich aufsaugt, ja einem buchstäblich den Atem raubt: eine Lungenkrankheit, wie sie Minou seit Geburt hat. Vieles verlangt ihr das Leben ab, eine Unzahl an Medikamenten, Klinikaufenthalte und überhaupt alle möglichen Alltagseinschränkungen. Dass sie die Last der Tage nicht allein tragen muss, erweist sich für sie als Glück, für ihre Schwester jedoch als Bürde. Immer steht Sophia an ihrer Seite, sie bricht ihre Reisen ab und setzt zuletzt sogar ihre Partnerschaft aufs Spiel. „Meine Eltern und ich bewegten uns wie Kreisel. Minou die Achse, um die wir rotierten“, so die Ich-Erzählerin in Jana Fuchs' zärtlichem Debüttext „Die gesunde Schwester“.

Während die zeitgenössische Literatur über körperliche Erkrankungen häufig das Leiden

der Betroffenen in den Vordergrund rückt – man denke an David Wagners „Leben“, Ulrike Schweikerts „Tage wie Hunde“ oder Peter Wawerzinek's „Rom sehen und nicht sterben“ –, rückt dieser Roman die Angehörigen ins Zentrum. Wie sie sich aufreiben, wie sie zerrissen sind zwischen Liebe und Selbstaufgabe. Auch die Form dieses Werks spiegelt den allmählichen Auflösungsprozess der älteren Schwester wider, erzählt doch die 1987 geborene und auch für die Frankfurter Rundschau tätige Autorin in fragmentarischen Notaten und damit nicht linear von den aufzehrenden Jahren.

Einen ergiebigen Subtext für dieses allgemeine Gefühl der Gefährdung bilden Sophias Leseeindrücke. Nur zwei Beispiele: En passant erwähnt die Heldin ihre Lektüre von Terézia Moras „Das Ungeheuer“, ein

Prosawerk über Suizid und Abschied. Noch beklemmender mutet ihre Auseinandersetzung mit dem Germanwings-Flug 9525 von 2015 an. Bekannt wurde er, weil alle Passagiere durch einen von einem psychisch kranken Piloten mutmaßlich herbeigeführten Absturz umkamen. Was diese Begebenheit mit der Krankheit der Schwester zu tun hat? Erst auf den zweiten Blick dieses genau konstruierten Romans erschließt sich der Zusammenhang. Die Krankheitsschübe erscheinen wie unvorhersehbare Katastrophen, wie eine kaum aufhaltbare Annäherung des Todes.

Fuchs findet für das differenzierte Beziehungsgeflecht treffende Bilder. Als die Ich-Erzählerin wegzieht, um Abstand zu gewinnen, reagieren die Eltern mit Unmut. Sie spricht vom „Wegfallen ihres Klammerns,

das mich eingeengt, mir aber auch Halt gegeben hatte. Mir eine Form verlieh und einen Platz gab. Bei ihnen waren meine Tage spitze Pfeile, die auf ein konkretes Ziel gerichtet waren, während ich hier in Graubünden immer das Gefühl habe, keine Konturen anzunehmen. Auszufransen.“ Ähnlich einer Co-Abhängigen füllt das Los der Gefährtin den eigenen Lebenssinn aus. Je weiter sich die Protagonistin von ihrer Verwandten wegbewegt, desto mehr verliert sie sich selbst. Aber auch mit Minou geht nichts mehr. Dass Fuchs diese Zwickmühle nicht beschönigt, sondern ehrlich aufzeigt, muss man als Gewinn bezeichnen. Sie legt einen Erstling vor, der vom puren, oft unbarmherzigen Dasein Kunde gibt und zugleich an jeder Stelle ein großes Herz beweist.



Jana Fuchs: Die gesunde Schwester. Roman. edition 8. Zürich 2026. 176 S., 24 Euro.

Immer „po moški strani“ wurde in Ivas Kindheit die Geschichte der Familie erzählt, von der männlichen Seite. Die Wienerin Tamara Štajner, 1987 in Slowenien geboren und dort in der Kleinstadt Krško aufgewachsen, erzählt und deutet die Familiengeschichte der Ich-Erzählerin von der weiblichen Seite. Heldinnengeschichte ist es keine, im Gegenteil. Aber eine Nationalgeschichte ist es, überraschenderweise.

Iva, Ende 30, lebt als Musikerin in Wien, ist verheiratet und wünscht sich, bislang vergeblich, ein Kind. Ihr Alltag ist schon stressig genug: Neben dem Ehemann, der im Kinderwunschzentrum nicht mittut und sie ständig anschwandelt, hält Iva sich noch heimlich einen Liebhaber.

Als sie vom Tod von Marija erfährt, der Frau, die ihr als Kind emotional die abweisende Mutter ersetzt hat, fliegt sie zur Beerdigung nach Ohrid. In der schönen kleinen Stadt tief unten auf dem Balkan war der Vater zu ihrer Kinderzeit Verwalter eines Touristenhotels, und Iva hat dort immer die ewig langen Sommerferien verbracht. Beim kurzen Besuch dort verrät ihr Slava, eine alte Kollegin ihres pensionierten Vaters, Details aus der Geschichte ihrer Familie.

Mütter sind das zentrale Motiv dieses bemerkenswerten Romans. Iva will unbedingt eine werden. Slava ist die Mutter einer nach Schweden ausgewanderten Tochter, die dort zu mütterlichem Entsetzen als Escort-Dame arbeitet, als „Hure“, und ihre eigene Tochter bei der Oma in Ohrid gelassen hat. Ivas eigene Mutter schließlich ist heute ein Wrack. Immer schon war die Beziehung schwierig, tief sitzen bei der Tochter die Angst, die Beschämung, die Demütigungen.



Tamara Štajner: Luft nach unten. Roman. Paul Zsolnay. Wien 2026. 334 S., 25 Euro.

„Verzweiflung gepaart mit Liebe – das zerfrisst einen“, klagt Iva. Als sie ihre Mutter widerwillig in Krško besucht, trifft sie eine noch nicht 60-jährige an, die sich ganz aufgegeben hat, grotesk übergewichtig, inkontinent, voller Bitternis. Ihr gutmütiger Mann, Ivas Vater, lebt hilflos neben ihr.

Iva teilt mit ihrer Autorin den Jahrgang, die Herkunft, den Beruf, den aktuellen Wohnort. Sogar Adressen in Wien und Krško tauchen unter Klarnamen auf; nur das mazedonische Ohrid im Roman war in Tamara Štajners Kindheit wohl eine kroatische Insel. Entsprechend authentisch und tief empfunden ist alles, was wir von Iva erfahren. Beklemmend nah kommt uns das Drama der Erzählung im „Epilog“: einem Anruf von Ivas Mutter, die Wind davon bekommen hat, wie ihre Tochter öffentlich über sie spricht.

Trost angesichts eines schwierigen Vaterlands

Verblüffend die sichere, poetische und dabei luftig-leichte Sprache der slowenisch aufgewachsenen Štajner, die auf Deutsch schreibt, die dichten, treffenden Bilder, die reichen Reflexionen. Dabei ist „Luft nach unten“ weit mehr als Gedanktenprosa. Es passiert viel, immer wieder halten einen kleinere Spannungsbögen in Atem. Scharfe Wahrnehmung wird nicht nur Menschen, sondern auch Dingen zuteil, den Städten, der Architektur des Hotels, der Kleidung, dem Lärm im Flugzeug. Wir betreten mit Štajner kein Haus, das uns nicht mit wenigen Strichen vor die Augen gemalt würde.

Nicht nur als eine Tragödie der Mütterlichkeit lässt der Roman sich lesen, auch als eine Parabel auf Jugoslawien, diesen untoten Staat, der in seinen Kindern und Enkeln weiterlebt. Die Geschichte spannt sich zwischen Wien, der heimlichen Hauptstadt des patriarchalischen Balkan, Slowenien und Mazedonien.

Es sind die missachteten, die „gesprenkelten“, sprich: befleckten Mütter, die „pikčaste

Die gesprenkelten Mütter

Tamara Štajner erzählt eine ungewöhnliche Geschichte Sloweniens – und Jugoslawiens, dieses untoten Staates. Von Norbert Mappes-Niediek



Tamara Štajner.

HERIBERT CORN

babe“ im Text – manchmal muss es einfach Slowenisch sein –, die im untergegangenen Jugoslawien die Nation hätten gebären sollen und die doch nur immer ihre Traumata weitergeben. Reales weibliches Leben kommt hier reichlich vor: in der nüchternen, selbstbewussten, sarkastischen, kettenrauchenden Slava, einer Ikone der jugoslawischen Frau – der Oma, die der emigrierten Tochter, der „Prinzessin“, das Kind hütet. In den Ausbrüchen von Ivas ungestümem Temperament, ihrem beißenden Spott über den täppischen Gatten.

Real, aber auch symbolisch: Eine Nation konnte Jugoslawien nicht werden, oder besser: nicht die große mythische Verwandtschaft, die man in diesem Teil der Welt unter einer Nation versteht. „Man hatte doch nie geglaubt, man sei einem gemeinsamen Schoß entsprungen“, geht es Iva durch den Kopf, als sie dem mazedonischen Grenzer den Pass mit dem slowenischen Namen zeigt. Ihre eigene traurige Mutterbindung drückt das Verhältnis aus: Alles war gut reguliert, alles wurde kontrolliert: „Doch die Bindung fehlte.“

Am Ende will Iva kein Kind mehr. Stattdessen deutet sich an, dass sie mit ihrem Mann wohl die Sorge für Karmela übernehmen wird, die zehnjährige Enkelin, die bisher von ihrer nun alternenden Oma Slava aufgezogen wurde. Wie Iva in Wien eine zweite Heimat fand, nimmt sie in Karmela eine Ersatztochter an. Symbolisch eine schöne Lösung für die neue Heimatlosigkeit im früheren Vielvölkerstaat: Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft's, Jugoslawen, vergebens, scheint Štajner den Erben mit Schiller zu rufen. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus. Eine tröstlichere Formel können die Dichter schwieriger Vaterländer nicht finden.